

Leseprobe aus:

Stefan Mekiffer

Warum eigentlich genug Geld für alle da ist



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Carl Hanser Verlag München 2016

HANSER

Stefan Mekiffer

Warum eigentlich genug Geld für alle da ist

HANSER

Zitat auf S. 104 – Textauszug aus: Jean-Jacques Rousseau: *Abhandlung über den Ursprung und die Grundlagen der Ungleichheit unter den Menschen*. Herausgegeben und aus dem Französischen übersetzt von Philipp Rippele. © 1998 Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart.

Zitat auf S. 114 – Textauszug aus: Georg Orwell: 1984. Aus dem Englischen von Michael Walter. © der deutschen Ausgabe: 1984 Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin.

Zitat auf S. 234 – Textauszug aus: Stéphane Hessel: *Empört Euch!* Aus dem Französischen von Mihael Kogon. © der deutschen Ausgabe: 2011 Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin.



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt.

Alle Rechte, auch die der Übersetzung, des Nachdruckes und der Vervielfältigung des Buches oder von Teilen daraus, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in irgendeiner Form (Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren), auch nicht für Zwecke der Unterrichtsgestaltung – mit Ausnahme der in den §§ 53, 54 URG genannten Sonderfälle –, reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

1 2 3 4 5 20 19 18 17 16

© 2016 Carl Hanser Verlag München

www.hanser-literaturverlage.de

Herstellung: Denise Jäkel

Umschlaggestaltung: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich

Illustrationen: Lisa Frühbeis

Satz: Kösel Media GmbH, Krugzell

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-446-44703-5

E-Book-ISBN 978-3-446-44711-0

für alle.

Inhalt

Prolog 9

1. Die Geschichte der Großen Maschine:

eine Biografie 15

Was ist Geld? 19

Die Mechanik 40

Die Programmierung 50

Die Benutzeroberfläche 75

Fazit: der Geld-Zauber 94

2. Die manifestierte Maschine:

Wie wirkt das Geld auf die Welt? 97

Eine kleine Dorfgeschichte 98

Die negative Ökonomik 104

Die Maschine wird manifest 166

Fazit: die Krise des Vertrauens 172

3. Die Metamorphose des Geldes und die organische

Wirtschaft 177

Freies Geld 179

Die Organische Wirtschaft 204

Epilog	247
Danksagung	249
Anmerkungen	251
Literatur	280
Register	301

Prolog

Die Ökonomik, also die Lehre von der Wirtschaft, hat eine Doppelfunktion: Auf der einen Seite erklärt sie wirtschaftliche Vorgänge, auf der anderen Seite erteilt sie Ratschläge. Sie ist sowohl beschreibend als auch empfehlend, sowohl deskriptiv als auch normativ: Eine schöne Theorie, die Sie da aufgestellt haben, Herr Ökonom, aber was machen wir jetzt? Wie retten wir die Arbeitsplätze, unsere Ersparnisse, die Biosphäre?

Damit unterscheidet sich die Ökonomik von anderen Wissenschaften. Physik und Biologie zum Beispiel untersuchen die Natur und das Lebendige, und wir wenden ihre Erkenntnisse in der Landwirtschaft, beim Bau von Motoren oder bei der Planung von Kraftwerken an. Aber die Gültigkeit ihrer Gesetze ist unbeeinflusst von unseren Theorien, denn wir Menschen untersuchen damit primär nicht uns selbst, sondern etwas von uns Unabhängiges. Den geworfenen Stein interessiert es nicht, ob wir die Gesetze der Gravitation kennen, und die Bäume wachsen, egal ob wir wissen warum.

Die Ökonomik dagegen fußt auf der Empfehlung. Sie hat sich aus der Ethik der antiken Philosophen entwickelt, die sich fragten, wie Armut und Reichtum entstehen und was zu tun ist. Seit der biblische Josef¹ dem Pharao sieben fette und sieben dürre Jahre prophezeite und ihn anwies, Steuern zu erheben und Kornkammern anzulegen, haben alle Wirtschaftsdenker von Aristoteles bis Adam Smith eines gemein: Sie erzählen eine Geschichte über die Wirtschaft, die erklärt, was arm und reich ist, und begründen daraus, was vernünftiges, wirtschaftliches, gutes Handeln ist. Aus Narrativ und Analyse bilden sie die

Empfehlung, und nach ihrem Rat formen wir Handeln, Institutionen, Politik.

Wenn Sie Ökonomik an einer Universität studieren, lernen Sie auch eine Geschichte, die ungefähr so lautet: Früher handelten die Leute nur durch Tausch, was sehr unpraktisch war – also erfanden sie Geld. Dadurch entstanden Märkte sowie Arbeitsteilung, Spezialisierung und Maschinen, womit sich Güter effizienter produzieren ließen und uns reich und mächtig machten. Die Märkte garantieren, dass jeder, der zum Wohlstand beiträgt, Geld verdient. Diese Mechanik ist berechenbar, und die Modelle prognostizieren, dass die Wirtschaft weiter wachsen wird, solange wir neue Techniken erfinden, um neue Güter zu produzieren. Diese bringen immer mehr Reichtum, bis irgendwann das »ökonomische Problem« gelöst sein wird und wir nicht mehr arbeiten müssen. Zwar gibt es einige Märkte, die nicht perfekt sind, aber für deren Feinjustierung existieren ja die Werkzeuge der Ökonomik.

Ich möchte nicht behaupten, dass diese Story falsch ist – so einfach ist das nicht. Aber sie ist deskriptiv und normativ zugleich: Wir beschreiben uns damit selbst und handeln nach ihr. Ökonomik ist zirkulär: Sie verändert die Welt, die sie beschreibt, mit jedem Ratschlag, den sie erteilt. Sie erzählt eine Geschichte über uns und die Welt, über Arm und Reich, handelt danach und macht sie dadurch wahr.

In diesem Buch möchte ich dieser Geschichte, der Erfolgsstory der Märkte, die wir alle kennen, eine andere gegenüberstellen. Ihre Hauptrolle spielt das Geld, ein besonderes Artefakt, das halb Ding, halb Gedanke ist. Als abstraktes, ausgedachtes Objekt hat es unsere Mathematik, Physik und Philosophie inspiriert, hat unser Handeln und Denken revolutioniert wie kaum eine andere Erfindung. Wir haben begonnen, seine Zahlen auf uns selbst anzuwenden, Wirtschaft zu messen und zu modellieren wie eine große Maschine, die alle reich machen soll. Das Ergebnis ist die oben kurz skizzierte Geschichte der Mainstream-Ökonomie. Davon handelt der erste Teil dieses Buchs.

Der zweite Teil beschreibt, wie die Mechanik des Geldes, unterstützt von einer moralisch aufgeladenen Wirtschaftstheorie, die Welt des Wirtschaftens einer großen Maschine angeglichen hat. Auf der Suche

nach dem versprochenen Wohlstand lassen wir die Zahlen wachsen und übergeben wachsende Teile der Welt den Mechanismen der Märkte. Dadurch lässt die Geldphilosophie ihre eigenen Annahmen wahr werden und animiert uns, uns selbst zu Teilen einer großen Maschine umzuformen. Diese Geschichte ist eine Tragödie, denn das Geld betrügt uns, weil es nicht nur den versprochenen Reichtum bringt, sondern auch die Welt mit seinen mechanischen Eigenschaften Homogenität, Anonymität, Austauschbarkeit und Knappheit überzieht und dadurch ungeahnte neue Formen der Armut produziert.

Der dritte Teil schließlich fragt nach Alternativen. Ich suche nach passenderen Bildern, um über Ökonomik nachzudenken, und überlege, wie man Wirtschaft, Geld und Menschen nicht als mechanisch, sondern als lebendig begreifen kann. Ich finde dort unverhofften Optimismus und skizziere Handlungsempfehlungen, die sich daraus ergeben.

Dieses Buch schlägt einen großen Bogen, daher bedarf es einiger erklärender Worte. Wissen unterliegt gewöhnlich der Arbeitsteilung: Wir fragmentieren das, was man wissen kann, in immer kleinere Teile, auf die sich Experten spezialisieren. Dieses Vorgehen ist durchaus nützlich, denn wenn Forscher das Große und Ganze als gegeben hinnehmen, können sie dafür umso tiefer nach Details graben. Die Methode stößt aber an ihre Grenzen, wenn das Programm selbst infrage steht: Dann muss man zurücktreten, einen Überblick gewinnen, das alte Vorgehen umdrehen und die Details zu einer neuen Geschichte verweben.

Dazu will dieses Buch beitragen, und daher berührt es zahlreiche Bereiche und Fachgebiete, in denen ich selbst keine Expertise vorweisen kann, sondern nur die Einsichten anderer referiere. Folglich ist es unvermeidlich, dass ich zuweilen ein Puzzleteil in den Händen halte, das ich nicht im selben Maß würdigen kann wie manche meiner Leser.

Wenn Sie also der Meinung sind, dass ich etwas falsch verstanden, eine wichtige Quelle übersehen oder ein Argument vernachlässigt habe, dann haben Sie bitte Nachsicht mit mir. Wenn Sie möchten, schreiben Sie mir! Das können Sie natürlich gerne auch dann tun, wenn dieses Buch bei Ihnen Zustimmung hervorruft. Ich werde vielleicht nicht jeden Brief beantworten, aber gewiss jeden Hinweis dankbar lesen und bedenken.

Alle Philosophie ist Autobiografie, weil die Suche nach Antworten auf persönliche Fragen zu ihr führt. Ich bin an die Universität und zur Ökonomik gegangen, weil mich einige wirtschaftliche Fragen bewegten, die hauptsächlich normativer und pathologischer Natur waren: Warum gibt es so viel Armut neben so viel Reichtum? Warum haben wir kollektiv nie genug Geld für Krankenhäuser, Universitäten, Armutsbekämpfung und andere sinnvolle Dinge? Warum zerstören wir Wälder und rotten Tiere aus, obwohl wir beteuern, dies nicht zu wollen? Warum wird uns allen die Zeit immer knapper? Warum werden wir ständig nach Karriereplänen gefragt? Warum kaufen wir so viele billige Dinge, die schnell kaputtgehen? Warum verschwenden wir gleichzeitig so viel Öl und Plastik? Warum definieren sich so viele Menschen über ihre Autos oder Mobiltelefone? Warum sind der Politik Bruttoinlandsprodukt und Wachstum so wichtig? Warum wirken viele Menschen, als hätten sie ständig Ängste? Überhaupt: Läuft hier nicht irgendwas schief mit der Wirtschaft? Wie kann man die Probleme beheben? Was habe ich damit zu tun? Was kann ich zur Lösung all dieser Fragen beitragen? Wie lebe ich vernünftig in dieser Zeit der Veränderungen? Und was hat Geld mit alledem zu tun?

Ich ging also an die Wirtschaftsfakultät, um Antworten zu hören. Ich lernte dort Gleichungen (sehr viele Gleichungen!), um Reichtum zu berechnen und zu optimieren, und stieß immer wieder auf die Geschichte von Reichtum, Wohlstand und Fortschritt: Wächst die Wirtschaft, wächst der Wohlstand, schwinden die Probleme, und alles wird gut.

Ich war überrascht, denn einen so unbeirrbaren Optimismus hatte ich nicht erwartet. Optimisten gefallen mir eigentlich – ich würde mich selbst als einen bezeichnen. Aber diese Geschichte überzeugte mich nicht so recht: Nicht nur, dass sie viele Probleme, die mir so dringend erschienen, ausklammerte, sondern ihre Antwort – mehr vom Gleichen – schien mir ziemlich naiv.

Ich stellte also weiter Fragen. Ich wollte historische Studien sehen über den Ursprung von Geld, Schuld und Zins, wollte philosophische Diskussionen darüber führen, worin dieser Reichtum besteht und was er mit Geld zu tun hat. Ich wollte anthropologische, soziologische, psy-

chologische Argumente für das ökonomische Menschenbild hören, wollte eine methodologische Begründung für die ganze Rechnerei. Aber viele Dozenten verdrehten die Augen: All das war eigentlich nicht Thema der Kurse, blieb Randbemerkung in den Lehrbüchern. Stattdessen lernte ich immer neue Methoden, Gleichungen zu manipulieren, abgerufen im Ankreuztest. Statt Empirie, einer In-Bezug-Setzung der von mir und anderen wahrgenommenen Welt, lernte ich nur Statistik, statt Geschichten nur Differentialgleichungen, statt Ethik nur Buchhaltung, Management und Marketing. Wenn ich eine Frage stellte, bekam ich Theoreme, Rechnungen und Formeln zur Antwort.

Bald war ich frustriert. Meine Fragen blieben nicht nur unbeantwortet, sondern augenscheinlich nahm sie auch niemand als den Wirtschaftswissenschaften zugehörig wahr. Irgendwann dämmerte mir, dass die Theorien der Lehrbücher nicht die Antwort, sondern Teil des Problems sein mussten. Ich legte also die Lehrbücher beiseite und begab mich auf eine Suche, die mich durch die akademischen Fächer mäandern ließ, stets darum bemüht, ökonomische Vorurteile zu prüfen. Zu meinem Erstaunen stellte ich fest, dass ausgerechnet die Wissenschaft des Wohlstands davon ausgeht, dass Geld, Güter und das Gute knapp sind, dass Welt und Mensch mangelhaft und ungenügend sind – weshalb sie verbessert, kultiviert und kontrolliert werden müssen.

Mir kam ein Verdacht. Könnte es sein, dass ausgerechnet die Ökonomie, die so angestrengt der unbestechlichen, harten Physik gleichen möchte, ein Tempel der Mythen, des Glaubens und der magischen Prophezeiungen ist, in dem unsere Angst vor Armut und unsere Hoffnung auf Überfluss ein Eigenleben entwickeln? Ich suchte weiter und begann zu ahnen, dass diese Suche mein Weltbild kopfstehen lassen würde. Zum Anlass des vorläufigen Endes meiner Universitätszeit habe ich deswegen das Buch geschrieben, das ich zu deren Beginn gerne gelesen hätte.

Stefan André Mekiffer

Berlin und Waldeck, im Januar 2016

1. Die Geschichte der Großen Maschine: eine Biografie

Der erste Wirtschaftsprognosecomputer entstand lange vor dem PC. Es war der *Moniac*, ein Akronym für »Monetary National Income Analogue Computer« – eine komplett analoge hydraulische Maschine des neuseeländischen Ökonomen und Ingenieurs Alban Phillips¹ aus den späten vierziger Jahren, die Wirtschaftsentwicklungen vorhersagen sollte. Mit Wasser und Mechanik simuliert der *Moniac* den der klassischen wie der zeitgenössischen Wirtschaftstheorie zugrunde liegenden »Circular Flow of Income«, den Wirtschaftskreislauf.

Dieser hydraulische Kreislauf ist das in Mechanik Metall gewordene Bild der Wirtschaft, welches das Denken von Ökonomen, Beratern, Aufsichtsräten, Professoren, Ministern, Bankiers und Politikern seit dem vergangenen Jahrhundert gestaltet. Der *Moniac* pumpt Wasser herauf, leitet es durch Kanäle mit verstellbaren Öffnungen hinunter und wieder herauf und imitiert so den Wirtschaftskreislauf, wie er auf der ersten Seite eines jeden Lehrbuchs gelehrt wird: Die Haushalte erhalten durch ihre Arbeit und für ihre Investitionen Geld, bezahlen durch ihre Steuern die Regierungsausgaben, sparen und investieren einen anderen Teil und konsumieren den Rest. Regierungsausgaben, Investitionen und Konsum speisen die gesamtwirtschaftliche Nachfrage. Diese ruft das Angebot auf den Plan: Die Firmen produzieren Güter, um die Nachfrage zu erfüllen, von ihrem Einkommen bezahlen sie die Angestellten, und die Gewinne fließen an die Investoren. So

fließt das Geld wieder zu den Haushalten – und der Kreislauf beginnt von Neuem. In seiner ewigen Kreislaufbewegung gibt damit der Moniac dem Lauf des Geldes durch Wasser Gestalt.²

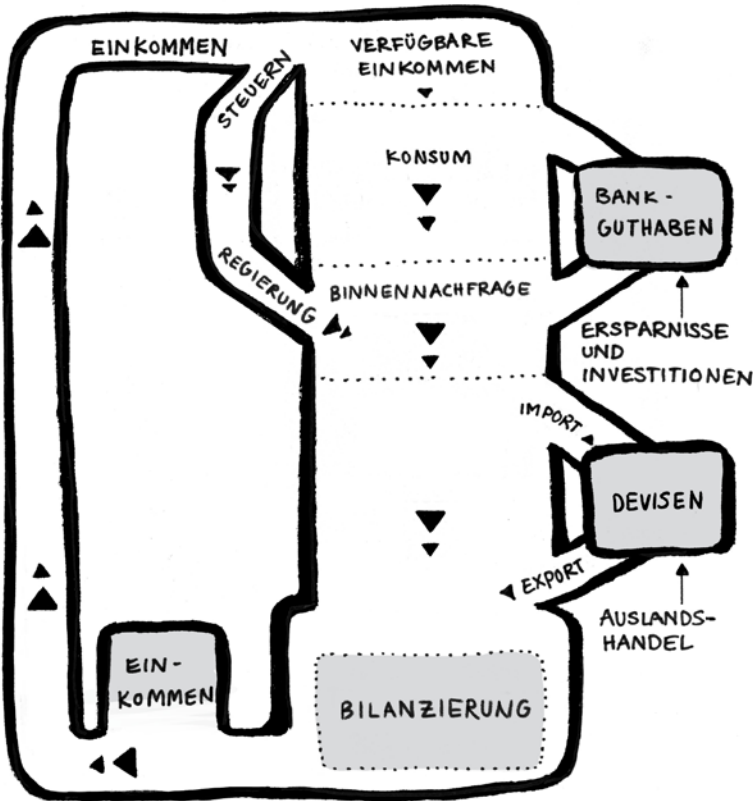
Der Moniac wurde seinerzeit von Regierungen, Universitäten, Banken und Unternehmen benutzt, um vorherzusagen, wie die Wirtschaft auf Veränderungen der zentralen Knöpfe und Regler wie variable Zinssätze, Steuereinnahmen, Sparquoten und Regierungsausgaben reagiert. Er hilft zum Beispiel die Frage zu beantworten, wie hoch man die Steuern, Zinsen und Staatsbudgets anheben kann, ohne den Kreislauf zum Erlahmen zu bringen. Und obwohl der Moniac inzwischen im Museum steht, liefert das hydraulische Kreislaufmodell, das er verkörpert, noch immer die Grundlage für die Standardtheorie wie das AS-AD-Modell,³ das man in jedem Lehrbuch der Makroökonomik findet und das, wie einer meiner Professoren einmal meinte, bei jedem Ökonomen im Hinterkopf läuft.

Weiter mathematisch dynamisiert und durch Stochastik⁴ verfeinert liefert der Moniac die Basis für die volkswirtschaftlichen Modelle und Prognosen, welche die Auswirkungen von Politik evaluieren, die Zukunft für Firmen, Regierungen und Zentralbanken berechnen und somit die Entscheidungsgrundlage für diese Institutionen bilden. Er ist das tief in den modernen Wirtschaftswissenschaften verankerte Fundament: die sich im Kreis drehende Maschine, die mathematisch berechnet, ingenieurtechnisch kontrolliert und deren Output optimiert werden kann. Er ist die zentrale Metapher, auf der wirtschaftswissenschaftliches Denken fußt – selbst das ökonomische Denken von Wirtschaftslaien und Öffentlichkeit ist von dieser Mechanik geprägt: Wir sprechen vom »Ankurbeln« und »Anheizen« oder »Drosseln«, vom »Bremsen« und »Abwürgen« der Konjunktur, ganz wie von einem Motor.

Die Wirtschaft als Maschine. Auf den allerersten Blick mag dieser Vergleich einleuchtend sein: Schließlich produziert die Wirtschaft die vielen Dinge, die wir kaufen, und ist unser individueller Zugang zu den vielen großen Maschinen. Außerdem handelt Wirtschaft von Geldern, Werten, Mengen, Zahlen – da ist es doch sinnvoll, so mathematisch wie ein Ingenieur zu denken, oder?⁵

DER MONIAC

VEREINFACHTE DARSTELLUNG



Der Moniac, dessen Hydraulik den Wirtschaftskreislauf modelliert (nach Reserve Bank Neuseeland, 2014).

Aber beim näheren Hinsehen erscheint die Gleichsetzung der Wirtschaft mit einer Maschine seltsam: Die Wirtschaft ist ein Aspekt der Gesellschaft und damit der Menschen. Doch wir Menschen sind keine leblosen Zahnräder, die nur von äußeren Kräften bestimmt werden, sondern selbstbewusste Akteure, die eigenständig handeln und damit

die Wirtschaft antreiben. Ebenso wachsen und entwickeln sich Wirtschaft und Gesellschaft, während eine Maschine nur einmal geplant und gebaut wird, dann aber nur noch gewartet, repariert und schließlich verschrottet werden kann. Maschinen lassen sich vorhersehbar berechnen und kontrollieren, während Wirtschaft, Gesellschaft und Lebewesen sich zwar beeinflussen lassen, aber letztlich unvorhersehbar und unkontrollierbar bleiben. Gerade die mechanischen, mathematischen Modelle der klassischen Wirtschaftstheorie scheitern verlässlich daran, Krisen zu prognostizieren.⁶

Um es auf den Punkt zu bringen: Menschen und Gesellschaft leben, treiben sich selber an. Zahnräder und Motoren sind leblos und unbelebt, werden von äußeren Kräften angetrieben. Menschen sind Lebewesen, sind Subjekte – Maschinen sind Sachen, sind Objekte.⁷

Metaphern sind mehr als bloße rhetorische Stilmittel. Als die Vehikel, mit denen wir bekannte Muster auf unbekannte Zusammenhänge übertragen, sind sie unerlässlich für alles Denken und für jede Wissenschaft.⁸ Aber warum hängt die Ökonomik derart an Mathematik, an Funktionen, an Mechanik? Warum optimieren Ökonomen die Wirtschaft wie Ingenieure ihre Maschinen? Wie ist die Maschinenmetapher zum Grundstein der Wirtschaftswissenschaft geworden? Wie ist die Maschine in den Geist geraten?

Ich definiere eine Maschine als ein System von normierten, austauschbaren Teilen, das bedienbar und darauf ausgerichtet ist, einen programmierten Zweck zu erfüllen.⁹ Wer eine Maschine bauen möchte, muss sich zumindest über drei zusammenhängende Fragen Gedanken machen:

- *Mechanik*: Welche Mechanismen stehen mir zur Verfügung, wie kann ich die Maschine bauen?
- *Programmierung*: Welche Funktion soll die Maschine erfüllen?
- *Benutzeroberfläche*: Wie kann ich sie bedienbar machen, um ihren Zweck zu erfüllen?

Ich möchte behaupten, dass Geld uns bei diesen drei Fragen und ihren Antworten beeinflusst und so die Maschine in unserem Geist inspiriert hat. Das Geld hat erstens das mechanische Denken begünstigt – Mathe-

matik, Naturwissenschaft, Abstraktion –, das dem Menschen zu den Techniken verhalf, die wiederum die maschinelle Wirtschaft ermöglichen. Es hat uns zweitens ermuntert, den messbaren käuflichen Wohlstand als Ziel, Maß und Programm der Wirtschaft zu akzeptieren. Und es hat drittens die Philosophen motiviert, die Techniken der Ingenieure auf die Gesellschaft anzuwenden, um dieses Ziel zu erreichen, und so die Benutzeroberfläche der gegenwärtigen Wirtschaftstheorie geliefert. Da ich aber behaupte, dass Geld die Grundlage bildet, müssen wir uns zuvor fragen: Was ist überhaupt Geld?

Was ist Geld?

»Das Studium des Geldes ist, mehr als andere Felder der Ökonomik, eines, in dem Komplexität genutzt wird, um die Wahrheit zu verbergen oder ihr auszuweichen, anstatt sie zu enthüllen.«

John Kenneth Galbraith¹⁰

Geld ist kein Ding, sondern ein Versprechen. Es wurde von Gold und Silber inspiriert, hat sich an das Metall geheftet und seine Eigenschaften übernommen. Heute ist es wieder das reine Versprechen, das es schon immer war.

Was ist also Geld? Traditionell betrachten Ökonomen an dieser Stelle eine Münze und stellen fest, dass man mit ihr Dinge kaufen kann, dass sie wertvoll ist und dass dieser Wert durch eine Zahl definiert ist. Dann beantworten sie die Frage mit Verweis auf die Funktionen des Geldes: Geld ist erstens ein Zahlungsmittel, damit zweitens ein Speichermedium für Vermögen und drittens ein Wertmaßstab, durch den sich der Preis verschiedener Güter vergleichen lässt.¹¹ Diese Charakterisierung ist durchaus zutreffend – jede Münze in Ihrem Portemonnaie erfüllt diese drei Funktionen. Aber eine hinreichende Erklärung für Geld ist sie nicht.

Erstens ist nicht jede Münze Geld: Eine Münze im Museum ist kein Wertmaßstab und auch kein Zahlungsmittel mehr. Was also gibt der Münze die Eigenschaft, Geld zu sein? Zweitens scheint Geld häufig

nicht einmal ein Ding zu sein: Das allermeiste Geld liegt nicht in Münzen und Scheinen vor, sondern als Guthaben auf Banken, und es besteht nur aus Zahlen, Bits und Bytes. Wie kann ein Nichtding ein Speichermedium sein? Drittens schließt diese Beschreibung Wertpapiere, Schuldscheine und Festgelder aus, weil sie keine direkten Zahlungsmittel sind¹² – man muss sie meist für flüssiges Geld verkaufen, um etwas mit ihnen zu kaufen. Und weil ihr Wert schwankt, sind sie auch keine Wertmaßstäbe. Andererseits sind Wertpapiere ebenfalls Speichermedien für Vermögen und damit Teil des Finanziellen.

Wie verwirrend! Es genügt wohl nicht, die Funktionen des Geldes zu kennen, um zu wissen, was Geld ist. Ich frage also andersherum: Was haben Münzen, Scheine, Bankguthaben, Wertpapiere und Gold gemein? Alle sind begehrt, weil man mit ihnen etwas kaufen kann. Doch warum kann man mit ihnen etwas kaufen? Weil die Verkäufer glauben, dass andere Verkäufer sie ebenfalls als wertvoll akzeptieren und etwas dafür verkaufen. Ich nehme nur Scheine an, die mir versprechen, ihr Geld wert zu sein.

So gesehen ist es die Akzeptanz einer Sache als Geld, die sie zu Geld macht. Münzen, Scheine, Wertpapiere, Bankguthaben sind lediglich Symbole und stehen für das Guthaben auf Güter, über die Sie durch den Geldbesitz verfügen können. Anders gesagt bezieht das Geld seinen Wert aus dem zirkulären Glauben, dass Verkäufer glauben, es habe seinen Wert. Verschwindet dieser Glaube, hören die Verkäufer auf, das Geld als Geld zu akzeptieren, hört die Münze auf, Geld zu sein. Die Scheine sind nicht das Papier wert, auf dem sie gedruckt sind, sondern sie sind ihr Geld wert.

Zugegeben, dieser Sachverhalt ist auf den ersten Blick etwas irritierend. Mir zumindest fällt es schwer, mir vorzustellen, dass ein Ding eigentlich gar kein Ding ist oder nur zu diesem Ding wird, wenn wir es als dieses Ding behandeln. Aber keine Sorge, die Geschichte des Geldes macht verständlich, was Geld ist: ein Symbol des Vertrauens, vereinheitlicht, abstrahiert und fassbar gemacht durch Metall, von dem es sich loslöste und das zu dem reinen Versprechen wurde, das es heute ist.

Praktisch alle Wirtschaftslehrbücher beginnen diese Geschichte mit

einem Gedankenexperiment, das sich folgendermaßen zusammenfassen lässt: »Stell dir eine Wirtschaft wie heute vor, nur ohne Geld – alle mussten ihre Güter eins zu eins miteinander tauschen. Wer Kartoffeln besaß und Schuhe brauchte, musste jemanden finden, der Schuhe besaß und Kartoffeln brauchte – das war furchtbar unpraktisch! Also haben Leute Geld als universelles Tauschmittel erfunden.«¹³ Die klassische Ökonomik nimmt an, dass bedingter Tausch – ich gebe dir dies, *wenn* du mir jenes gibst – die Urform des menschlichen Austauschs ist, aus der ganz natürlich Geld entsteht, weil es so praktisch ist. Die Annahme ist verständlich – schließlich funktioniert unsere Wirtschaft, in der wir Güter erhalten, *wenn* wir dafür bezahlen, nach dem Prinzip des Tauschs. Leider wird diese eingängige Lehrbuchgeschichte niemals mit historischen oder anthropologischen Beweisen untermauert – was daran liegt, dass es keine gibt.

Was fanden die Anthropologen, die auszogen, um geldlose Gesellschaften zu untersuchen, tatsächlich? Keinen Tausch, sondern Geschenke!¹⁴ Der Anthropologe und Ethnobotaniker Christian Räscher erzählt beispielsweise von den Lakandonen, einem mexikanischen Mayastamm: Wenn ein Lakandone erfolgreich von der Jagd zurückkehrt, schaut wie zufällig das halbe Dorf vorbei und nimmt bei dieser Gelegenheit natürlich gerne auch ein Stück Wild mit – der Jäger teilt bereitwillig.¹⁵ Die meisten Gesellschaften ohne Geld scheinen es ähnlich zu halten. Auf die Frage des Anthropologen Daniel Everett an einen Amazonasbewohner vom Stamm der Pirahã, warum er das Fleisch verschenke und nicht aufspare, antwortete der: »Ich bewahre das Fleisch im Bauch meines Bruders auf.«¹⁶

Sogar wir Kinder der Zivilisation wählen mit Bekannten eher das Geschenk als den Tausch zum Austausch: Wenn mein Fahrrad kaputt ist und meine Nachbarin mir beim Reparieren hilft, dann tausche ich auch nicht mit ihr. Ich backe ihr nicht einen Kuchen und sage: »Hey, du kannst diesen Kuchen haben, *wenn* du mir dafür beim Reparieren hilfst.« Vielmehr frage ich sie nett, ob sie mir zur Hand gehen kann. Wenn sie mir hilft, dann revanchiere ich mich – vielleicht backe ich ihr dann zum Dank besagten Kuchen oder passe auf ihre Kinder auf. Selten würden Nachbarn für so einen Gefallen eine unmittelbare Kompensa-

tion verlangen. Man sagt vielmehr: »Du hast einen bei mir gut.« Wir sind schließlich Nachbarn, man kennt und hilft sich doch!

Das Geschenk ist also die Form des ursprünglichen, geldlosen Austauschs. Und die fundamentalste Währung ist das Vertrauen, dass der, der gibt, auch erhält, wenn er etwas braucht. Keine Sorge, ich will hier nicht das Klischee des »edlen Wilden« bemühen. Denn Teilen und Schenken ist nicht einfach nur gut und ehrenwert, sondern oft das Vernünftigste, was man tun kann. Denken Sie an den Jäger im Urwald: Zum einen kann er sowieso kein ganzes Reh essen, ehe es verdirbt, und zum anderen schulden ihm die anderen etwas, wenn ihn das Jagdglück verlässt, wenn er Hilfe beim Hausbau benötigt oder wenn er erkrankt und Pflege braucht.

In Ermangelung von Rentenversicherungen, Sparfonds oder Scheinen unterm Kopfkissen ist die Dankbarkeit einer Gemeinschaft die stärkste Versicherung gegen Jagdpech, Unglück und Mangel, die es gibt. Zudem ist das Geschenk oft viel praktischer als ein Tausch oder sogar eine Bezahlung. Stellen Sie sich vor, meine Nachbarin und ich müssten erst überlegen, was sie jetzt gerade von mir als Gegenleistung für ihre Hilfe brauchen könnte, oder verhandeln, welcher Preis für ihre Hilfe angemessen ist. Ohne Geld schulde ich ihr einfach einen Gefallen für ihre Hilfe, fertig. Und wenn ich dem nachkomme, fließt der Austausch weiter.

Der Schlüssel für dieses Schenkungssystem liegt im Vertrauen in den gegenseitigen Austausch – und dieses Vertrauen entsteht durch die Reziprozität, durch das Gegengeschenk. Wenn ich mich weigere, die Post meiner abwesenden Nachbarin anzunehmen, oder ihr meine Butter vorenthalte, wenn ihre gerade alle ist, wird sie sich sicherlich ärgern und sich weigern, mir weiter mit meinem Fahrrad zu helfen. Wer geben könnte, aber sich anderen verweigert und niemals etwas zum Gemeinwohl beiträgt, verspielt das Vertrauen und erhält nur noch wenige oder keine Gaben. Dieses Schenkungssystem funktioniert, weil es begrenzt ist, weil die Menschen einer Gruppe einander kennen und weil sie überblicken können, wer viel gibt und wer viel nimmt. Vertrauen ist hier die Währung; nur ist diese Währung nicht knapp, sondern in einer kleinen, vertrauten Gemeinschaft leicht erhältlich.